



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler
PERCY ERNST SCHRAMM an

HUGO FRIEDRICH

am 2. Juli 1969

Die Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dr. phil. Hugo Friedrich erfolgte auf seinen Wunsch in seiner Freiburger Privatwohnung am 2. Juli 1969. Anwesend waren außer Gattin und Tochter der Rektor der Universität Prof. Dr. phil. Boesch, der Dekan der Philosophischen Fakultät Prof. Dr. phil. Oberndörfer und Prof. Dr. Gottfried Schramm (als Kollege sowie als Sohn des Ordenskanzlers).

Nach einem Rückblick auf die Geschichte des Ordens verlas der Ordenskanzler eine Würdigung, in der er zunächst der früher dem Kapitel angehörenden Romanisten, besonders des ihm noch befreundeten Ernst Robert Curtius gedachte, den die Verdienste kennzeichneten, die sich das neue Mitglied innerhalb seines Faches und über dieses hinaus erworben hat. Danach fand ein gemeinsames Mittagessen statt. Nachmittags fuhren die Genannten gemeinsam in das Münstertal und kehrten bei Sonnenuntergang über den Schauinsland nach Freiburg zurück.

Abschließend brachte das neue Mitglied zum Ausdruck, daß die Übergabe des Ordenszeichens im engsten Kreise im Hinblick auf die Zeitläufte ganz seinen Wünschen entsprochen habe.

Der Aufforderung des Ordenskanzlers folgend hat Herr Friedrich über sein Leben und seine Schriften Bericht erstattet. Er wird – da besser treffend als die verlesene Laudatio – an deren Stelle nachstehend abgedruckt:

»Geboren (1904) und aufgewachsen bin ich in Karlsruhe, einer Stadt, von der man noch während meiner Jugend sagen konnte, daß die Nachwirkung ihrer musikgeschichtlichen Vergangenheit einen Teil ihrer Gegenwart bildete. Durch jahrelanges Musizieren angeregt, glaubte ich, bei der Musik bleiben zu können. Doch verfügte ich da über keine andere Begabung als die zum reproduzierenden Ausüben. Ich erkannte diese Grenze rechtzeitig vor dem Verlassen des Gymnasiums. Das in Freiburg begonnene, in Heidelberg fortgesetzte Studium galt der deutschen Literatur, der Kunstgeschichte und der Philosophie. Heidelberg war in jener Zeit, d.h. in den zwanziger Jahren und zum Beginn der dreißiger, ein Konzentrat bedeutender

Männer. Die von mir am meisten gehörten akademischen Lehrer waren Gundolf, E. R. Curtius, Jaspers, C. Neumann. Nach der Promotion (1928), die ich im Hauptfach noch als Germanist absolvierte (>Abbé Prévost in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit<, 1929), geriet ich in München unter den mächtigen, weil aus anderen Schichten als denen der Gelehrsamkeit stammenden Einfluß von Karl Vossler. Seine Vorlesungen, vielleicht auch eine aus der hugenottischen Herkunft meiner Vorfahren stammende und stets schnell reagierende Empfänglichkeit für die französische Welt bestimmten mich zum Überwechseln in die Romanistik. Für dieses Fach habilitierte ich mich 1934 in Köln. Die Habilitationsschrift hieß : > Das antiromantische Denken im modernen Frankreich ; darin sollte ergründet werden, warum in Frankreich eine für dieses Land spezifische, das 19. Jahrhundert und Teile des 20. Durchziehende Verurteilung der Romantik als einer Unordnung und eines Verrats an der nationalen Tradition aufkommen konnte. 1937 erreichte mich ein Ruf nach Freiburg. Ich empfand ihn wie ein Zurückgeholtwerden in die Heimat, in den von Jugend an oft durchwanderten Schwarzwald. Eine kleine Schrift über Descartes entstand (1937), ein Essayband: >Drei Klassiker des französischen Romans: Stendhal, Balzac, Flaubert< folgte (1939, ⁵1966). Italien und Spanien traten in meinen Gesichtskreis; der Romanist war sich diese Ausweitung schuldig und erntete dafür die Frucht allen komparatistischen Verhaltens : die Immunität gegen verfrühte Spezialisierung. Die vielberufene Andacht zum Kleinen, auf die man die Philologie festlegen wollte, ist erst gerechtfertigt, wenn sich das Staunen in die Weite hinzugesellt – was allerdings auch umgekehrt gilt.

Der Zweite Weltkrieg, dessen Vorbeben schon zu Beginn meiner akademischen Laufbahn spürbar wurden, und der mir mehrere Einberufungen brachte, verzettelte notwendigerweise mein wissenschaftliches Tun, nachdem ich noch eine Arbeit über >Die Rechtsmetaphysik der Göttlichen Komödie< (1941) mehr entwerfen als zur gewünschten Reife bringen konnte. Die Entlassung aus der Gefangenschaft (1946) führte mich zu einem Neubeginn, nämlich zur nunmehr sicheren Erkenntnis dessen, was mir als Können zugewiesen war und was nicht. So aber ist es gut : man weiß dann den Boden, den man beackern und nicht überschreiten darf. Nach dem Krieg entstanden, in beträchtlichem Zeitabstand voneinander, zwei Bücher, die, wenn ich sie im Hinblick auf meine Person beurteile, eine Objektivierung langgehegter und zunächst lange im Subjektiven steckengebliebener Sympathien sind: >Montaigne< (1949,

²1967) und >Epochen der italienischen Lyrik< (1964). In beiden versuchte ich, den oder die Autoren in die jeweils sie umgebende, ihre Zeit und ihre Nation jedoch übergreifende geistige Landschaft zu stellen, wobei auch stets die Einwirkung aus der Antike mitberücksichtigt werden sollte. Bei Montaigne das heitere Umkreisen des Todes, die von ihm erneuerten hellenistischen Weisheitslehren, die nachantike Menschenkunde (Moralistik), – in den >Epochen< die Neugierde, was Lyrik (weit über ihren romantisch verengten Begriff hinaus) alles zu sein vermochte : das sind die persönlich belebten Momente der beiden Bücher. Ein 1956 erstmals erschienener Band: >Die Struktur der modernen Lyrik< (erweitert ⁹1968) vollzog, wie ich erst nachträglich bemerkte, einen Akt der Abstoßung durch Erkenntnis. Auch hier also ein persönlicher Antrieb, objektiviert zu dem Unternehmen, die gemeinsamen Modernismen französischer, spanischer, italienischer, englischer, deutscher Dichter aufzudecken. In diesen Arbeiten – und einer Broschüre >Der fremde Calderón< (1955, ²1966) – kam vielleicht auch jener anfängliche, aber nicht ausreichende Trieb zum Künstlertum auf indirekte Weise zu seinem Recht, in Gestalt der Freude, mit Prosa umzugehen. An der inzwischen zur Mode gewordenen Mathematisierung der Literaturwissenschaft nehme ich nicht mehr teil.

Mein Fachgebiet habe ich nie als bloßes Fach aufgefaßt, mein Amt und die Verpflichtungen, die es mit sich bringt, nie als bloße Pflicht. Unkantianisch genug kann ich sagen : Fach und Amt und Pflicht sind mir bis zum herannahenden Ende meiner Laufbahn ein steter Glücksfall gewesen. Die auch hier nicht ausbleibenden Beschwerden und Ärgernisse gehören dem allgemeinen Lebensgesetz der Unvollkommenheit an. Doch sei vom Fach und vom Amt noch bemerkt, daß ich sie nie ohne den Gedanken an Leser und Hörer ausübe. In den letzteren das Organ für die Geschichtlichkeit und Vielgestalt des Geistes zu wecken, sowie für die Notwendigkeit, in seinen fremd gewordenen Phasen seine wandelbare, aber kräftige Anwesenheit zu respektieren, weil er zu reich ist, als daß er sich in einer Gegenwart erschöpfen könnte : dies etwa ist der weiteste Sinn meiner Bemühungen.«